

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 4

Artikel: Pläuderli : die Geschichte eines jungen Lebens [Fortsetzung]
Autor: Juchler, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nicht mehr betrachten mocht' ich's, nicht mehr lieben,
Ja, manchmal hab' ich es sogar gehaßt,
Seit ihr Zerstörungswerk die Zeit getrieben.

Heut' aber predigt mir das Edelweiß
Von einer Treu, die alles überdauert,
Die nach des Herzens ärgstem Sturm ganz leis,
Gleichwie ein Blatt im Wind, zusammenschauert.

Nanny v. Escher, Albis-Langnau

Pläuderli.

Die Geschichte eines jungen Lebens. Von M. Zuchler, Herisau.
(Fortsetzung.)

Jetzt hörte ich einen aus der letzten Reihe mit spöttischer Betonung den Namen Pläuderli aussprechen. Es war ein ihm übelwollender Bekannter von Fritz, der seinem Nachbar in gehässiger Weise dessen Geschichte erzählte. „Ja, warum heißt er denn Pläuderli?“ fragte dieser. „Nun, weil er eben nicht ganz gescheit ist und doch eine furchtbare Meinung von sich hat,“ war die Antwort. Da vergaß ich vollständig Schüchternheit und Durst; ich trat vor den Verleumder und sagte: „Das ist gar nicht wahr. Er ist sehr geschickt, der Vater hat's gesagt. Und er heißt nicht Pläuderli; er heißt Fritz Klaus — Herr Fritz Klaus.“

Ich hatte mich in hellen, ehrlichen Zorn hineingeredet, sah es aber in den blauen Augen des Fragers verständnisvoll und gutmütig aufblitzen. „Du hast ganz recht, Kleine, der Fritz ist ein braver Kerl. Da — willst du? Und er hob den Humpen, der gerade bei ihm angelangt war, an meine Lippen. Und ich tat einen tiefen, kecken Zug aus dem kühl und bitter duftenden Gefäß, dann noch einen und noch einen — wie war der Trank auf einmal so gut geworden! „Ah“ — schmatzte ich, dankte und taumelte davon, um endlich Fritz zu suchen, der so lange nicht kam.

O, wie war's schön, so allein in den stillen, grünen Hallen! Mich überfam ein Verlangen nach Ruhe und Einsamkeit. Ein Kuckuck lockte aus der Ferne und von der andern Seite hörte ich die Stimmen der verfolgten Räuber. Ach nein! Ich wollte nicht mit den Buben über Stock und Stein rennen, viel lieber ins Moos liegen und durch die grünen Bäume in den Himmel gucken. Hier aber würde ich gleich entdeckt — darum fort, fort!

Ich sprang nun immer gerade aus, den Waldweg bei einer Biegung verlassend, mitten durch die hohen Stämme in das mich ganz verbergende Geestrüpp. Von Zeit zu Zeit stand ich still, lauschend, ob ich die bekannten Stimmen höre. Nein — nichts als der Kuckucksruf, jetzt in nächster Nähe, und ein feines, taktmäßiges Pochen, wie von Holzhauern in der Ferne. Vor mir zeigte sich eine Lichtung, auf die ich neugierig zuging.

O Wunder! Da lag ein kleiner, stiller Waldsee, eingerahmt von hohen, stolzen Bäumen. Über dem Wasser glitzerte die Sonne und lag mir gegenüber wie eine goldflüssige Masse in der dunkeln Tiefe. Das Ufer säumte ein grau-grüner, starrer Schilfwald, den blauschillernde Wasserjungfern umtanzten. Mir war's, als sei ich in ein Märchen versetzt an diesem mir unbekannten Ort; nun wollte ich es auch fertig träumen. Unter einer alten Buche, von hohen Farren und zierlichen Maiblumen umgeben, richtete ich mich ein und blinzelte selig nach dem Sonnengold im Wasser. Einmal war mir's, ich höre einen fernen, sich bald wieder verlierenden Ruf „Marièle“. Nichts da — ich wollte mein Märchen erleben; so schön war's ja nirgends wie hier an dem wunderbaren Traumsee. Wenn all das Gold mein wäre und zu mir hergeschwommen käme!

Sieh da! es bewegte sich, und aus ihm heraus tauchte ein weißer Schwan mit einem Krönlein auf dem Kopf. Er schwamm gegen die Mitte des Sees und schlug mit mächtigem Flügel das Wasser, daß ein silberner Tropfenregen rings auffspülte.

Wie auf ein Zeichen wurde alles lebendig. Von den Bäumen huschten die Eichkätzchen, aus dem Schilf hüpften quackende Grünröcke, durch die Stämme hopsten Hasen herbei mit aufrechten, lauschenden Ohren und aus den Erdlöchern krochen flinke Mäuse. Die faßten sich alle bei den Vorderpfoten und umtanzten den vorher noch so stillen See in immer wilderem Reigen, während die Vögel in den Bäumen die Melodie auffpielten „Im Wald und auf der Heide.“

Der Schwan drehte sich indessen stolz aufgerichtet, langsam, langsam im Kreise. Angesichts einer mächtigen Eiche aber schlug er angstvoll mit den Flügeln und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Denn die Eiche war lebendig geworden, sie bewegte ihre knorrigen, braunen Arme dem Schwan entgegen und neigte sich immer mehr über das Wasser. Endlich hatte sie den Schwan unter sich begraben und es ward Nacht.

Aber auch gegen mich reckte der Baum nun seine Arme; er umschloß mich, riß mich an sich, daß ich zu ersticken meinte.

„Marieli, du liebes, kleines!“ hörte ich eine bekannte Stimme über mir und ich sah ganz nahe in Frixens Augen, die in der Dunkelheit leuchteten. Auf seinen Armen trug er mich durch den Wald und rief dabei immer wieder: „Ich hab's gefunden — hier, hier!“ Von allen Seiten wurde es lebendig zwischen den schwarzen Baumstämmen und ich wurde jubelnd begrüßt und mit Fragen überschüttet, auf die ich keine Antwort wußte. Der Vater schloß mich fest an sein Herz und sagte nur: „Kind, wie hast du mir Angst gemacht.“

Ich konnte nicht begreifen, daß sie nicht alle wußten, was man für wunderbare Sachen am schönen Waldsee erlebt.

* * *

Der Sommer kam und ging und brachte noch viele herrliche Waldspaziergänge. Aber ganz so schön wie damals wurde es nicht mehr, denn mit dem Umherflanieren allein hatte es ein für allemal ein Ende, und den Befehlen der

Eltern ungehorsam zu sein, fiel uns auch nicht im Traum ein. In unserm großen Garten sah es herbstlich, aber um so vielversprechender aus. Die Maiskolben guckten goldgelb aus ihrem zusammenschrumpfenden Seidenhaar heraus; nun durften wir zwischen ihren mannshohen Schäften und im raschelnden Bohnenviertel Versteckens spielen, ohne Schelte zu verdienen.

Die Forstschüler stellten sich wieder zum Herbstkurs ein, dieselben Gesichter wie damals im Maien; unter ihnen auch das unsympathische des schlimmen „Müssi“, dem ich damals wegen seiner Verleumdung in kindlichem Zorn den „Marsch“ gemacht hatte. Er war aus dem Städtchen und hieß eigentlich Hieronymus. Wir Kinder aber nannten ihn unter uns voll Verachtung nur den schwarzen Müssi; denn er hatte einen dunkeln Bart und unruhig lauernde Augen, deren schwarze Pupillen unheimlich aus dem Weissen herausstachen.

Am Seilerweg ging noch immer die wacklige Gestalt des alten Klaus ihren gewohnten Krebsgang, aber nicht mehr regelmässig alle Tage wie früher. Und das Rad drehte fast jede Woche wieder eine andere Hand, denn die meisten Buben ließen dem gefürchteten Meister nach der ersten Täglichkeit gleich davon. Er selber schien um Jahre gealtert, der Rücken vornüber gebeugt und die langsam hantierenden Finger gliedkürtig. Nur die Augen und die Zunge waren noch ebenso giftig, stachlig und flink wie ehedem.

Es erging uns wie seinen kleinen, schlechtbezahlten Raddrehern, denen er mit seinen invaliden Beinen nicht mehr nachspringen konnte — wir fürchteten ihn nicht mehr auf unserm Schulweg, und sein heuchlerisch freundlicher Gruß erweckte in uns Mitleid und Abscheu, aber kein Vertrauen.

Bald wußten auch alle Forstschüler, wer der sonderbare Alte am Wege sei. Der schwarze Müssi, der ihnen seine Bekanntschaft vermittelte, konnte auch nie an ihm vorbeigehen, ohne ihn durch Stichelreden zu reizen und sich ins geheim zu weiden an der verhaltenen Wut, womit der Angefochtene dieselbe hinnahm. Um seinen Kameraden aber Frizens Vater in seiner abschreckendsten Verfassung vorzuführen, beschloß er, ihn einmal vollends aus dem Häuschen zu bringen.

Er ging das nächste Mal mit ostentativ freundlichem Gruß an dem Alten vorbei, der sich bereits wunderte, von seinem Widersacher diesmal so glimpflich behandelt zu werden. Vor dem Rad drehte er den dort sitzenden Buben auf die Seite und rief seinen Kameraden zu: „Paßt mal auf, es giebt eine Extravorstellung! Und ehe die besser Gesinnten ihn an dem losen Spiel hindern konnten, brachte er das Rad in heftig schnurrende Bewegung.

Dem Seiler, der nicht wußte, wie ihm geschah, flog im Hui das Werk aus der Schürze und wirbelte wie eine kreisende Wolke in den Lüften. Auch das losgerissene Seil machte die schwingende Bewegung mit und peitschte in zuckenden Schlangenwindungen den Sand. Mitten aus der Staubwolke heraus hörte man den endlich aus seiner Starrheit gelösten Seiler sich in hageldicht fallenden Verwünschungen Lust machen. Immer schriller und spitzer klang

die vor Wut fast erwürgte Stimme, während der Übeltäter sich mit seinem lachenden Publikum davon machte.

Fritz, der jeweilen nach der gemeinsamen Unterrichtszeit noch auf meines Vaters Bureau unter seiner Leitung arbeitete und sich namentlich im Pflanzenzeichnen und Ausmessen übte, hatte keine Ahnung von dem Geschehenen bei seiner Heimkunst am Abend. Es dauerte lange, bis er aus dem verworrenen Geschimpfe die klaren Tatsachen gewann. Er ließ den tobenden Vater zetern, denn es wäre unnütz gewesen, ihm seine eigene Unschuld an dem Vorfall oder gar seinen Abscheu davor beweisen zu wollen. Nur als der Vater den Forstberuf und seinen gütigen Lehrherrn beschimpfte, trat er in heiligem Zorn mit starken Worten für beide ein. Das machte aber dem Alten keinen Eindruck; im Gegenteil verschwörer sich hoch und teuer, ihn aus diesen Kreisen wieder herauszuziehen und ins alte Leben zu zwingen.

Fritz hatte eine schlaflose Nacht. War es denn nicht genug, daß er die Schmach seiner häuslichen Verhältnisse täglich beim Eintritt ins Vaterhaus mit einer alle frohen, edleren Gefühle niederdrückenden Pein empfand? Mußte dieser Fluch auch noch in die Öffentlichkeit gezerrt werden und ihm den Umgang mit seinen Berufsgenossen vergällen? Wohl konnte er den heimtückischen Anstifter zur Rechenschaft ziehen und sich ähnliche Roheiten verbitten. Aber wie würde er das klägliche Gefühl, in den Augen der Anderen eine lächerliche Figur, das Ziel ihres Spottes zu sein, wieder los?

Ohne sein Wissen humpelte am nächsten Morgen der Seiler unserm Hause zu, um von meinem Vater mit der aufgebauschten Erzählung der Büberei eine hohe Entschädigung für erlittenen Schaden zu expressen. Mein Vater, widerlich berührt von der Zudringlichkeit des Alten, sagte ihm in seiner offenen, kurz militärischen Art frei heraus seine Meinung, versprach ihm aber für eine angemessene Vergütung zu sorgen.

Drinnen im Saale hatten die jungen Leute an dem raschen Stimmenwechsel die Art und den Zweck des Besuches schnell erkannt, denn der Vormittagsunterricht hatte bereits begonnen. Der arme Fritz traute seinen Ohren nicht. Schon hatten die Spottreden der Andern begonnen, als mein Vater eintrat und gleich von vornherein die ganze Schar mit ihrem bubenhaften Wesen an den Pranger stellte, namentlich aber dem schwarzen Müssi seine unerlaubte Schmähsucht verwies und ihn zu einer billigen Buße verurteilte.

Während dieser kurzen, ernsten Worte saß Fritz in der hintersten Bank, den roten Kopf unbeweglich in die Hände gestützt, umsonst bemüht, heiße Tränen der Scham zu unterdrücken.

Was konnte seinen Mut besser aufrichten, als seine Berufssarbeit, die ihm eine liebe, leichte, selbstverständliche war. Dies Lernen an täglich sich erweiternden Aufgaben, dies allmäßige Hineinleben in einen Wirkungskreis, der ihm fast noch mehr zusagte als sein früheres Ideal, der Lehrerberuf. Und fühlbar unterstützte ihn darin noch seine Verehrung, die er unserm Vater entgegenbrachte

als seinem Retter aus Schmach und Niedrigkeit. Diese Hingebung leuchtete aus seinen treuen Augen und klang aus jeder seiner Antworten. Und nie ging er an seiner früheren Wirkungsstätte, dem großen Rad, vorüber, ohne daß er sich schaudernd sagte: „Hier säßest du noch heute, eine tote Maschine, stumpf wie ein Tier, wenn er dich nicht erlöst hätte.“

Wie mächtig solch edle Triebfedern im Verein mit jungen, regen Geisteskräften arbeiten, konnte nun mein Vater mit Erstaunen und Befriedigung beobachten. Es war weniger Scharfsinn oder sonst hervorragende Verstandes-eigenschaften, die Fritz hiebei unterstützten, als vielmehr seine unermüdliche Schaffenslust und ein selten zartes Gefühl der Treue und Gewissenhaftigkeit, das ihn auch die kleinste Aufgabe als eine Pflicht hinnehmen ließ.

Meiner Mutter, die eine schöne, eigenartige Frau von lebhaftem Temperament war, begegnete er mit natürlichem, fast seinfühligen Anstand, der, ihm unbewußt, einen Anflug altmodischer, deutscher Untertanentreue an sich hatte. Sie war für ihn eine Art höheres Wesen, zu dem er auffah, wie der langsam Genesende zu der Lebenbringerin Sonne.

Uns Kindern endlich war er ein prächtiger, unermüdlicher Spielfreund, der uns jede Minute seiner freien Zeit widmete! aber auch ein unterhaltender Lehrer auf unsren Streifereien durch Feld und Wald, wo seine natürliche, früher so fläglich darniedergehaltene Begabung der Mitteilung unsre Kinder-augen für manches öffnete, was wir niemals in der Schule lernten.

Hinten im Garten stand ein Baum mit breiter, förmlich einladender Krone. Dort übten sogar wir Mädchen unsre Kletterkünste und brachten es auch zu erstaunlicher Fertigkeit darin. Welche Wonne dann in dem grünen, luftigen Haus zu sitzen, bei den Vögeln zu Gast zu sein und mit ihnen um die Wette zu singen. Oft fingierten wir auch, nicht mehr herunter zu können und riefen fläglich um Hilfe. Und der gute Fritz sprang herbei und breitete seine starken Arme aus, in die man so getrost hineinfliegen und plumpsen konnte, daß man sich bei dieser Lustreise erst recht wie ein Vogel vorkam. Aber unsre List wurde doch von ihm entdeckt und verding nicht mehr oft. Dafür aber schnitt er uns prächtige Maienpfeifen, wie sie sonst keiner zu machen verstand.

Fast nie kehrte Fritz aus dem Wald zurück, ohne uns was mitzubringen. Waren es nun Walderdbeeren für die kleinen Leidermäuler, eine seltene Raupe für die Insektensammler oder ein abnorm sich entwickelndes Blatt oder Blütengefäß für den Botaniker. Im Spätherbst, wenn sonst nichts mehr zu finden war, framten wir aus seinen Rocktaschen immer noch ein paar Buchnüsse für unsre Mäusezähnchen; oder er nahm vom Hut herunter einen Eichenzweig mit prächtig roten Galläpfeln, aber nie ohne uns auf das Wesen jeder Neuheit aufmerksam zu machen und uns darüber aufzuklären. Denn ein Schulmeister, und zwar ein begabter, tüchtiger, war doch an ihm verloren gegangen.

Das mußte auch meinem Vater, der die ganze Entwicklung der Eigenart seines Schürlings mit Interesse verfolgte, auffallen. Er veranlaßte ihn, sich

ganz allmählich am Unterricht der Forstschüler zu beteiligen und freute sich, wie schlicht und anschaulich Fritz die ihm geläufigen Kenntnisse den Neulingen klar mache. Diese ersten Erfolge weckten das Selbstvertrauen und die Lehrfreudigkeit des jugendlichen Schulmeisters und erwarben ihm wie mit einem Schlag die Achtung und Stellung, die ihm gebührte.

Schon nahte der zweite Winter seit Fritzens Einzug in unser Haus. Das heißt, ganz unser Familienglied wurde er nicht. Mittags und abends ging er immer noch heim, um seinem nun ganz invaliden Vater bei den wenigen Haushäuschen behülflich zu sein. Mein Vater hatte sich anfänglich dafür verwendet, den alten Klaus im Bürgerspital des Städtchens zu versorgen; der aber hatte sich dagegen gewehrt wie ein Unsinniger, sowie auch gegen jede fremde Hülfe im Haushalt. Fritz machte auch keine weiteren Versuche, ihn umzustimmen, denn er mußte sich sagen, daß es doch kein anderer Mensch neben seinem Vater ausschalten würde, und daß aus einer Versorgung im Spital ihm doch nur Ärger und Schande erwachsen würden. Mein, lieber den Alten noch in der bisherigen Verborgenheit weiter ertragen, wenn nur nicht Andere unter ihm leiden müßten. So blieb eben immer noch eine unsichtbare, aber darum nicht weniger drückende Last auf seinen Schultern, ein schwer nachschleppendes Bleigewicht, das dem Flug seiner jungen, aufstrebenden Seele ein täglich Hemmnis war. Aber Fritz hatte eine so sonnenarme, düstere Kindheit hinter sich, daß er das ihm auferlegte Kreuz kaum mehr wie eine Prüfung empfand.

Was war aber auch in den zwei Jahren aus dem elenden, stumpfsinnig duldenden Menschenkinde geworden! Sogar unserm kindlichen Denken mußte diese große Veränderung auffallen, und wir stellten um so mehr Vergleiche an, als wir uns im Stillen rühmten, den ersten Anstoß zu seiner Schicksalswendung gegeben zu haben.

Als Max wieder einmal bei seinen Raupen hantierte, sah ich ihm zu und sagte dann nachdenklich: „Du Max, da drinnen ist der Fritz.“

„O du Gänsehaut, schwätz' doch nicht so dummes Zeug.“ Ich aber deutete auf eine häßliche, vorstige, langsam davonkriechende Raupe und sagte: „So war Fritz auch, ehe er zu uns kam, und so ist er jetzt,“ und zeigte dabei auf einen kurz vorher ausgefrochenen Schmetterling, dessen Flügel sich dehnten und zu sehends wachsend, ihre ganze Farbenpracht entfalteten.

Max sah mich etwas überrascht an und meinte dann: „Du bist doch nicht so dumm, wie“ — er stockte.

„Wie ich aussehe“, ergänzte ich grausam. „Weiß schon, weiß schon, wenn Du's auch nicht sagen willst.“

Max suchte nach einem beschwichtigenden Wort: „Ach nein, es ist nur — weil du so klein bist. Da meint man . . .“

Ich ersparte ihm jede weitere Erklärung, denn ich wollte diese brüderliche Offenheit, die nicht die erste Demütigung war, in die Stille tragen. „Aber wenn schon die Brüder lieber mit dem blonden Lenchen spazieren gehen als mit

mir, so hat mich doch der Fritz immer gleich lieb; er ist nicht so einer." Solchen Gedanken hing ich oft nach; aber nie lange, denn ein glückliches, gesundes Familienleben hob sie immer wieder auf und nahm meiner grüblicherischen Nachdenklichkeit jeden Stachel.

Einmal, als auch Fritz der Gegenstand unseres Gesprächs war und wir ihn durchwegs rühmten, bemerkte Martha in ihrer altklugen Art: „Aber jetzt muß er dann heiraten, er hat ja schon einen Schnurbart.“ Die Brüder lachten, aber gleich waren wir alle vier dahinter, ihm eine Braut zuzuteilen, konnten uns aber lange nicht einigen. Max meinte, seine Klavierlehrerin, ein nicht mehr junges, aber fein ausschendes Fräulein, wäre gerade die rechte für ihn.

Aber der ästhetische Hermann entschied: „Was denkst du, die spricht ja durch die Nase; und da mag er sie gewiß nicht, wenn sie immer den Schnupfen hat. Aber jetzt weiß ich eine für ihn. Das ist Jungfer Fischer, deine Arbeitslehrerin, Martha: sie hat noch ganz schöne rote Backen und kann auch gut nähen und flicken, und das hat er doch am meisten nötig.“

Das schien uns Allen einzuleuchten; denn unsere Mutter hatte immer Mühe, Fritzens Kleidung in anständigem Zustand zu erhalten. Nur Martha bemerkte, die Jungfer Fischer habe schon ein paar weiße Haare und eine Warze am Kinn mit einem Haarbüschen drauf und da schmecke ein Kuß nebenan gewiß auch nicht gut.

„Ach was, ich will ihn schon heiraten; dann muß er mir alle Tage eine neue Pfeife schneiden und Erdbeeren aus dem Wald bringen“, sagte das kleine Lenchen, das heißtt, sie war, ob schon zwei Jahre jünger, doch schon größer als ich.

„Lern du mal zuerst dein Näschen putzen, sonst mag er dir auch keinen Kuß geben“, lachten die Brüder, worauf ich die Diskussion mit dem Ausspruch schloß: „Der Fritz darf gar nicht heiraten, denn er muß immer bei uns bleiben.“

Und alle waren es zufrieden.

* * *

Als der erste Schnee fiel, gab es in unserm Hause ein freudiges Ereignis, vor dessen Wichtigkeit alles andere für uns in den Hintergrund trat. Eines schönen Morgens kam die Mutter nicht mehr in unser Schlafzimmer, um uns die Zöpfe zu flechten, sondern der Vater trat ein, küßte uns aufgeregzt und erzählte uns halb lachend, aber mit tränenseuchten Augen, der Storch habe uns in der Nacht ein Schwesternchen gebracht. Nichts konnte ich mit dieser Freude vergleichen.

Ein Gespielchen haben, ein lebendiges, mit dem man reden konnte, das lachte und sich bewegte, und später gehen würde auf eigenen, dicken Strampelbeinchen — das war schöner noch als alle Märchenherrlichkeit.

Bitternd vor Glück und Aufregung traten wir an der Hand des Vaters in das dunkel verhängte Schlafzimmer an die Wiege, wo in den weißen Kissen ein kleines Wesen lag, die zusammengeballten Fäustchen an das Köpfchen ge-

preßt und die Auglein fest eingekniffen. Schön war es nicht, aber doch lebendig. Für die Mutter, die bleich und still in ihrem Bettel lag, hatte ich keinen teilnehmenden Gedanken; wie konnte man auch frank sein, wenn das Glück in so niedlicher Gestalt Einkehr hält? — Und was würde wohl Fritz zu der Neuigkeit sagen?

Aber er war gar nicht überrascht, sondern nickte nur ganz vergnügt „ja, ja“, und zum erstenmal war ich wirklich böse auf ihn, daß er nicht größere Teilnahme bezeugte.

Das neue Ereignis brachte unserm Hause einige willkommene Änderungen, aber auch wieder Einschränkungen unserer Freiheit. Wir mußten uns in unserm Spielzimmer äußerst friedlich und stille unterhalten, damit wir das Schwesternchen nicht weckten. Zwischenhinein lauschten wir mit Wonne nach den sonderbaren, ungewohnten Tönen, die für uns Musik waren, weil sie uns seines Daseins versicherten.

Am folgenden Tag kam das neue Kindermädchen, von dessen Gegenwart wir uns allerlei Vorteile und Unterhaltungen versprachen. Es hieß Anneli und war sehr ärmlich gekleidet, aber um die Stirn hatte es einen ganzen Kranz lustiger, blonder Locken und seine blauen Augen blickten schüchtern und fast traurig. Als gutgeartete, treuherzige Kinder, die wir waren, machten wir ihm das Leben nicht gleich vom ersten Tage an schwer. Im Gegenteil bemühten wir uns lebhaft um seine Gunst, zeigten ihm, wo es die von ihm verlangten Sachen finde und ließen ihm bei jeder Verrichtung auf Schritt und Tritt nach. So war unser Verhältnis zu Anneli bald in Ordnung und das junge, kaum siebzehnjährige Mädchen ward zutraulicher und weniger ängstlich.

Weniger Gefallen fand Fritz an der neuen Hausgenossin, ob schon er sich's durch keine Außerung merken ließ. Aber er kam seltener zu uns ins Kinderzimmer und trat er ein und sah Anneli darin, so blickte er finster und verschwand gleich wieder. Erst als die Mutter wieder unten schaltete und waltete, kam er ins gewohnte Geleise, obgleich er auch ferner Anneli gegenüber eine spröde Zurückhaltung beobachtete. Wir Kinder hatten keine Zeit, uns über sein verändertes, stilleres Wesen aufzuhalten, denn unser Denken und Tun nahm ganz das kleine Schwesternchen in Anspruch, an dem wir alle Tage neue Vorzüge und Eigenschaften entdeckten. In der Tat entwickelte es sich zu einem reizenden Kinde, das ganz im Gegensatz zu uns, die wir alle dunkel wie Vater und Mutter waren, blonde Seidenlöckchen und blaue Augen hatte.

„Es gleicht nur dem Anneli, sonst niemanden,“ sagte Martha, als wir einst alle, um das kleine Wunder geschart, uns in Vergleichungen ergingen. Wir stimmten alle bei und Anneli strahlte vor Glück. Nur Fritz blickte wieder finster.

„Warum sagst denn du nichts?“ forderte ihn Martha paßig heraus.

Fritz errötete bis unter seinen schwarzen, trockigen Haarwulst, der seine breite Stirn überragte und sagte dann geslissenlich küh: „Es sieht ganz eurer Mutter ähnlich; nur schade, daß es so helle Farben hat.“

Dieser deutlich ausgesprochenen Abneigung gegen Anneli suchte die Mutter die berechnete Spize zu nehmen, indem sie lächelnd, aber doch sanft verweisend sagte: „Nein Fritz, das verstehn Sie nicht; ich bin sehr zufrieden, daß wir ein helles Röschen haben“. Und Lenchen stellte sich vor ihn hin und dozierte übermütig: „Ja, ja, blond ist schöner als schwarz, und das Anneli ist viel hübscher als du mit deinem schwarzen Strubelhaar.“

Neujahrsgefang. *)

Preis dem Starken in der Höhe,
Der aus sich das Schicksal lenkt,
Alles Glück und alles Wehe
Gnädig uns voraus bedenkt.

Er bestimmt das Maß der Zeiten
Und er ordnet Jahr für Jahr,
Was die Monde vorbereiten,
Macht Er keinem offenbar.

Ruhm gewaltig herrscht Er morgen,
Wie er heute hochgebeut,
Nichts besteht, das Ihm verborgen,
Und kein Werk hat ihn gereut.

Edler schuf er uns die Stirne
Als der niedern Kreatur,
Und die wandelnden Gestirne
Röhren uns den Busen nur.

Lob und Preis und Ruhm und Ehre
Wird ihm ewig dargebracht,
Jedes Licht im Sternenheere
Schwebt getrost in seiner Macht.

Auch das sille Rund der Erde
Neigt sich Ihm in Dankesschuld,
Dafß er fort uns schirmen werde,
Hoffen wir von seiner Huld.

*) Von Martin Greif. Gedichte. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Zu unserer Kunstbeilage.

Sie sucht eine stimmungsvolle Radierung des Kunstmalers Emil Anner in Brugg wiederzugeben. Mir ist, ich habe als Knabe den Mann da einmal in der Klosterstrotte zu Wettingen gesehen. Er mag jetzt über 80 Jahre zählen. Gelassen sitzt er in seinem heimeligen Trottstübchen, wohlig sich sonnend im milden Licht des Martinisommers. Eben hat er die letzten Eintragungen ins Trottbuch gemacht. Wie lange wird er sein Amt noch üben? Wird am Ende im nächsten Herbst ein anderer das Buch verwalten, das er, nachdem die Bilanz gezogen, in guter Ordnung zuflappt und beiseite stellt? Der Anblick der großen Meßkanne, die auf dem Tische vor ihm steht, macht ihm keine Gewissensbisse; er hat zeitlebens richtig gemessen. In der Holzflasche auf dem Gesimsbrett hat er seinen eigenen Wein von Hause mitgebracht und nicht nötig gehabt, von dem ihm anvertrauten Weingut ungehörigen Gebrauch zu machen; zudem liebt er den abgeklärten Wein, nicht den gährenden Most. Und Freude hat er jedesmal gehabt, wenn der Herrgott einen guten Tropfen reif werden ließ. Die Fahrzahlen an der Nischenwand zeigen es. — Licht strömt herein aus dem All, Licht webt in seiner Seele! Was kümmert ihn der große Schatten, der hinter jedem steht, der in die Sonne schaut? Mag er kommen, der Tod, ihn findet er getrost. — (Aus Versehen wurde das Bild der Dezember-Nummer beigelegt.)

Bücherischau.

Schweizerisches Dichterbuch. Herausgegeben von Emil Grumatinger und Eduard Haug. Huber & Co. in Frauenfeld, Verlag. 1903. Fr. 5.—.